

55. – Ich wurde humanistisch erzogen, habe als Gymnasiast unter zweifelhafter pädagogischer Anleitung Homer und Ovid im Original gelesen, noch heute geistert mir manchmal der eine oder andere Vers im Hexameter durch den Kopf, in den er damals hineingepaukt wurde; aber inhaltlich beziehe ich mich kaum noch darauf, habe die Heldentaten des klassischen Altertums weitgehend vergessen, möchte auch nicht auf den Mythos rekurren, auf das voraufklärerisch Verklärte, das anthropomorph Göttliche, das ebenso wie der damit einhergehende Formanspruch ihr Sinnstiftungspotenzial längst eingebüßt hat. Ich käme nie auf den Gedanken, *Briefe an Poseidon* zu schreiben wie Cees Nooteboom, und staune, wie der Niederländer durch den Mythos in zeit- und raumübergreifende Betrachtungen vordringt. Spurlos ist der humanistische Schulunterricht aber nicht an mir vorübergegangen; mein Grammatikgebrauch, meine Wertschätzung für viele sogenannte Fremdwörter, die mir nicht fremd sind und deren verlässliche Präzision (ich könnte Genauigkeit sagen und bevorzuge doch den etymologisch stimmigen Ausdruck Präzision) mir später durch ein naturwissenschaftliches Studium noch bestätigt wurde, und wohl auch manche Grundstrukturen meines Denkens, die ich nicht so einfach benennen kann, wurden von ihm geprägt. Hat er etwas Unzeitgemäßes, Überkommenes in meine Gedankenwelt eingepflanzt, einen Gestus des Konservativen (wie etwa die Formulierung dieses Satzes), oder eher eine zeitliche Tiefendimension geöffnet, eine Widerstandskraft gegen allzu Zeitgeistiges und kurzlebige Moden?

56. – Der mit den Jahren sich verstärkende Eindruck, das Leben unter seinen realen, realistischen Bedingungen erlaube es nicht, genügend zu vertiefen, auszuweiten und zu verknüpfen, was zu vertiefen, auszuweiten und zu verknüpfen notwendig wäre, um statt flacher Bildausschnitte, wirr verschobenen Stückwerks ein – wie auch immer beschaffenes – mehrdimensionales Ganzes zu sehen und zu sein. Der Anspruch wird also strategisch reduziert auf das Bemühen, wenigstens einzelne Fäden zu spinnen: ein sei es auch weitmaschiges Netz, in dem sich das Ganze dank seiner Größe dennoch einfangen ließe, und mit ihm vielleicht die schwächelnde Idee eigener Identität. Oder aber: Identitäten, und diese dann jedenfalls im Plural, wären gerade am Fehlen eines solchen Ganzen festzumachen.

57. – Nachruf auf einen Individualisten: Immer wollte er anders sein, jetzt ist er verschieden.

58. – Von der Farce des Wortes schrieb, so wird im Radio berichtet, Frida Kahlo in ihrem Tagebuch. Die Farce, zu jemandem zu sprechen. Die Farce, über etwas zu sprechen. Zum Beispiel die Farce, das Wort »ich« zu gebrauchen: Fernando Pessoa bringt sie bekanntlich vollendet zur Aufführung, indem er sein Werk mehreren fiktiven Stellvertretern in die Schuhe schiebt, die alle (nicht) er selbst sind.

59. – »Ich ist ein Personalpronomen, mit dem die ausagende Person auf sich selbst verweist.« (Wikipedia)

Was ungefähr so viel heißt wie: Ich ist eine grammatische Fiktion. Die Dialektik des Ich und der umgebenden Welt lässt sich so schwer gedanklich dekonstruieren, weil sie im Denken selbst festgeschrieben ist. »Denken findet Differenz auf, indem es sie selbst hervorbringt. Ohne Differenz kein Denken. Ohne Denken keine Differenz.« (Carsten Zimmermann) Vielleicht nur so viel oder so wenig: das Ich als der Ort, an dem gedacht wird, im Unterschied zum Umgebenden, über das gedacht wird.

60. – Im Traum sehe ich jemanden über ein Mikroskop oder eine Stereolupe gebeugt, in gründlicher Untersuchung eines zunächst unbekanntes Gegenstandes begriffen. Wie die Person sich dann zurücklehnt, sehe ich auf dem Objektträger einen kleinen, vergilbten Zettel liegen, auf dem in Tintenschrift das Wort »ich« steht. Im Schlaf erscheint mir damit alles hinreichend klar, nicht aber rückblickend im Wachzustand: Ein Exempel für rückhaltlosen Wortrealismus? Oder bloß eine graphologische Schriftprobe stellvertretend für die kritische Analyse der eigenen Züge auch abseits des Schriftlichen?

NO CUBES / WÜRFEL OHNE WÜRFEL. In einem setzkastenartigen Rahmen werden Gegenstände präsentiert, die als Würfel durchgehen könnten und im Sprachgebrauch als solche gelten, es aber bei näherer Betrachtung nicht sind. Schiefe, ein wenig ausgefaserte Speckwürfel, ein sich nach oben geringfügig verjüngender Punschwürfel (in der Einrahmung des

Setzkastens erinnernd an Mehlspeisenmalerei à la *Kremšnita* des kroatischen Malers Josip Vaništa), ein Spielwürfel mit seinen gerundeten Ecken und Kanten, ein ungefähr würfelförmiger, zwillingshaft mit einem zweiten verwachsener Pyritkristall etc. Das einzige Stück der Sammlung, das (zumindest bei makroskopischer Betrachtung) tatsächlich das Zeug dazu hätte, ein exakter Würfel zu sein, ist der Zauberwürfel oder Rubik's Cube, für viele wohl der Inbegriff eines Würfels schlechthin; da er jedoch verdreht, mit schrägen Flächen und Kanten vor uns liegt, ist auch er kaum würfelähnlich, kaum selbstähnlich.

61. – »Der beste Autor wird der sein, welcher sich schämt, Schriftsteller zu werden«, lese ich bei Friedrich Nietzsche. Oder bei Jürgen Theobaldy: »Dichtung schreibt, wer schreibend sie lang verweigert.« Auch das letztlich ein Problem der Selbstähnlichkeit. Wer möchte sich schon selbst ähnlich sein? Und wer könnte es vermeiden?

62. – Im Lyrikregal sind Rainer Brambach, Bertolt Brecht und der unlängst verstorbene Emil Breisach auf der linken sowie Walter Buchebner, Charles Bukowski und Georg Bydlinski auf der rechten Seite meine Nachbarn. In der weiteren Nachbarschaft Namen wie Gottfried Benn, Paul Celan, Inger Christensen und Billy Collins. Im Prosaregal finde ich mich zwischen Ivan Binar, Abderrahmane Bougueremouh (den ich nicht richtig aussprechen kann), Alois Brandstetter und (unlängst hinzugekommen) Joseph Brodsky

einerseits und Georg Büchner, Bernd Cailloux und Anton Čechov andererseits, soweit Letzterer nicht infolge der üblichen Transliteration seines Namens in Richtung T wie Tschechow entschwindet. Noch in Sichtweite Thomas Bernhard und John Maxwell Coetzee. Das alles sagt natürlich gar nichts über mich, jedenfalls weniger als die Tatsache, dass ich meine Bücher alphabetisch gereiht ins Regal stelle. Man sucht sich seine Nachbarn ja nicht aus, vor allem aber wurde man von seinen Nachbarn nicht ausgesucht.

63. – Selbst wenn ich einen Text lese, den ich vor Jahrzehnten geschrieben und dessen Wortlaut ich bereits völlig vergessen habe, kann ich ihn nicht unvoreingenommen lesen, sondern knüpfe sofort an etwas an, das mich in mein verblendetes kleines Ich zurücktreibt, in mein damaliges oder jetziges Ich oder, schlimmer noch, in den kleinsten gemeinsamen Nenner der beiden.

64. – In seltsamer Häufung und unterschiedlich präzisen Formulierungen begegnet mir ein Gedanke, der offensichtlich schon viele beschäftigt hat. Zunächst lese ich bei Dževad Karahasan: »Wer sicher ist, definitiv zu wissen, wer er ist, hat allen Grund zur Verzweiflung – denn er weiß zugleich, welche wunderbare Vielfalt an Möglichkeiten ihm entgeht.« Wochen später zitiert Rosa Pock, die Witwe H. C. Artmanns, bei einer Lesung Spinoza: »Jede Entscheidung ist auch Verzicht.« Ähnliches finde ich bei Jochen Schmidt: »Jede Entscheidung, die wir treffen, ist ein Todesurteil für

eine unendliche Zahl von Leben, die wir hätten führen können.« In poetischer Selbstbestimmung sagt es Cees Nooteboom: »Ich hatte tausend Leben und nahm mir nur eins.« Und Paul Nizon: »Man wird als viele geboren und endet und stirbt als einer.« Trotzig beharrt allein Jean-Paul Sartre auf dem Gegenteil: »Ich bin eine Unendlichkeit von Möglichkeiten.«

65. – Ich lege offensichtlich Wert auf die Feststellung, dass ich am südlichen, eigentlich südöstlichen Alpenrand wohne. Zumindest habe ich diesen Sachverhalt verschiedentlich erwähnt, in Versen, Korrespondenzen und Selbstauskünften und jetzt auch noch hier. Was ist es, das mir an dieser Verortung gefällt? Ist es das Klischee des Südens, dessen imaginierte oder tatsächliche Wärme mein thermophiles Eidechsennaturrell lockt? Oder kokettiere ich gar mit dem Exotismus, von Wien, Deutschland und dem restlichen zivilisierten Mitteleuropa durch den dazwischengeschobenen Riegel der Alpen getrennt zu sein?

GEDENKSTÄTTE. An einem Computerarbeitsplatz sind wir aufgefordert, den eigenen Namen (vorname_nachname) in ein dafür vorgesehenes Eingabefeld zu tippen. Auf einem Bildschirm erscheint ein goldener Rahmen, umrankt von Rosen und Clematis, mit einer brennenden Kerze davor. Sobald wir die Schaltfläche »Jetzt meiner gedenken!« aktivieren, wird unser Konterfei mittels einer über dem Monitor angebrachten Webcam in den Rahmen eingeblendet. Auf einem Messingtäfelchen am unteren Rand des Rahmens steht in

Gravurschrift unser Name, daneben wird die sekundlich sich ändernde Uhrzeit angezeigt. Wir klicken nun auf eine andere Schaltfläche mit der Aufschrift »Jetzt unser gedenken!«. Ein zweiter Bildschirm wird aktiviert, auch er zeigt einen Rahmen, blumentumkränzt und mit einer Kerze. Hier sehen wir die Webcam-Aufnahme eines stark bevölkerten öffentlichen Ortes, zum Beispiel einer Bahnhofshalle, in der sich Berufspendler oder Kriegsflüchtlinge drängen, wobei die im Bildausschnitt sichtbare Bahnhofsuhr den Echtzeitcharakter der Einspielung erkennen lässt (die angezeigte Uhrzeit stimmt mit derjenigen unter unserem Gedenkbild überein). Jede unserer Reaktionen auf die Menschenmenge – Interesse, Befremden, Gleichgültigkeit – ist an der Mimik unseres Gesichtes im ersten Rahmen abzulesen. Betätigen wir nun eine dritte Schaltfläche »Das Gedenken bewahren«, werden unser Bild und das der Menschenmenge in leicht vergilbte, sepiagetönte Schwarzweißfotos umgewandelt und auf einem Server abgelegt. Ein Tischdrucker wirft ein Kärtchen aus, auf dem zu lesen ist: »Besuchen Sie Ihre persönliche Gedenkstätte bald wieder unter http://www.gedenkstaette.org/vorname_nachname.html. Das World Wide Web vergisst Sie nicht.«

66. – Tatsächlich gibt es im Internet virtuelle Gedenkstätten, die man kostenlos anlegen und ähnlich einem realen Grab besuchen kann. Selbst weit entfernt lebende Angehörige (man denke etwa an schottische Clans mit Tausenden über die Welt verstreuten Mitgliedern oder an Flüchtlinge, die es getrennt von

ihren Familien irgendwie in die Festung Europa geschafft haben) und sogar völlig Unbekannte können sich hier der Trauer um einen verstorbenen Menschen anschließen, eine virtuelle Kerze anzünden oder einen Blumenstrauß hinterlegen. Gerne stelle ich mir betagte Mütterchen, die jahrzehntelang auf den Friedhof gepilgert sind, dabei vor, wie sie künftig bei schlechtem Wetter zuhause in der warmen Stube bleiben und den Besuch beim verstorbenen Herrn Gemahl mittels zittrigem Mausclick ihres Gichtfingers absolvieren.

ÜBERWACHUNG. Ein weiterer Monitor zeigt uns, wie wir in Echtzeit auf ihn zugehen. Auf einem Stehpult finden wir einen Schalthebel vor, mit dem zwischen verschiedenen Betriebsarten zu wählen ist: Aktiviert ist der Modus »gegenwärtige Überwachung«, der uns jetzt vor dem Pult stehend zeigt. Nach Betätigen des Hebels erscheint auf dem Bildschirm die »vorausschauende Überwachung«: Anhand von Bild-
daten, die bereits zuvor, als wir uns dem Pult genähert haben, aufgezeichnet worden sind, simuliert der Computer nun eine Sequenz, die zeigt, wie wir einige Minuten später diesen Standort verlassen und durch die Türe in den nächsten Ausstellungsraum gehen werden. Wählt man die Einstellung »Überwachungsmodus verlassen«, ertönt herzhaftes Gelächter, ansonsten verändert sich nichts. Wir aber beschließen, Big Brother ein Schnippchen zu schlagen, indem wir genau das nicht tun, was die vorausschauende Überwachung zu wissen meint.

Schnitt 7 | Kinderzimmer

Lichtjalousie. Ich liege im Bett, Mamas Gute-Nacht-Kuss ist verflogen, die Stille des Kinderzimmers umgibt mich. Draußen in der Gasse fahren Autos vorbei und werfen durch das heruntergelassene Holzrollo eine wandernde Staffette von Lichtbändern an die Zimmerdecke. Unbestimmte Ahnungen von Raumzeit, von erregendem Aufbruch, zugleich von Verlorenheit und Ohnmacht beschäftigen mich. Mein Kopf verfällt in eine wiegende Bewegung von einer Seite zur anderen. *Jactatio capitis.* Unter der geschlossenen Tür des Kinderzimmers liegt stabil und beruhigend ein schmaler Lichtstreif; die Eltern sind noch wach. Allmählich kommt mein Kopf zur Ruhe, mein Bewusstsein löst sich auf in meinem butterweichen Kinderkörper.

Zweifartig. Mein erster Blick morgens fällt auf die Hausschuhe, die neben dem Bett stehen, vielleicht mit Tiermotiven darauf, ich weiß es nicht mehr, die Erinnerung hat nur den vagen Eindruck einer rot-blauen textilen Oberfläche festgehalten. Die Tür des Kinderzimmers geht auf, Mama kommt herein, weil ich gerufen habe: dass ich ausgeschlafen bin, ob Papa da ist, ob wir jetzt frühstücken werden, dass ich ins Bett gemacht habe.